



Geheiligt werde der Alltag

Alain Cavalier hat Filme mit Romy Schneider, Alain Delon und Catherine Deneuve gedreht. Heute porträtiert er das Fussvolk, weil dessen Leben interessanter sei als das von Leinwandgöttern. **Von Christian Jungen**



Von allen Regisseuren der Nouvelle Vague hat Alain Cavalier die ungewöhnlichste Karriere gemacht. Er hat 1958 als Assistent von Louis Malle bei «Ascenseur pour l'échafaud» begonnen. Danach hat er Politthriller über den Algerienkrieg gedreht, «Le combat dans l'île» (1961) mit Romy Schneider und «L'insoumis» (1964) mit Alain Delon. Beide wurden zensuriert. Die Wunden des Krieges waren im Frankreich De Gaulles noch nicht vernarbt. Fortan konzentrierte sich Cavalier auf kommerzielle Genrefilme. United Artists liess ihn mit gros-

ser Kelle anrühren. Sein romantisches Drama «La chamade» mit Catherine Deneuve und Michel Piccoli lockte 1968 in Frankreich 900 000 Zuschauer in die Kinos.

Doch von den glorreichen Zeiten spricht Cavalier beim Mittagessen im Restaurant Le Train Bleu im Pariser Gare de Lyon nicht. Dafür schwärmt er vom Schuhmacher und vom Bäcker seines Quartiers. «Ersterer hat ein Charaktergesicht wie Jean Gabin, letzterer versprüht eine unbändige Lebensenergie.» Die beiden Arbeiter sind zwei von sechs gewöhnlichen Leuten, die Cavalier in seinem neuen Opus «Six portraits XL» vorstellt, das

Alain Cavalier, 85, in seinem Atelier im sechsten Arrondissement.
(Paris, 19. April 2017)



zurzeit am Visions du Réel in Nyon zu sehen ist. Das Festival ehrt Cavalier morgen Montag mit dem Prix Maître du Réel für sein Lebenswerk. Das Reale ist die Mission von Cavalier. Als Mitte der 1990er die digitale Videokamera aufkam, hat er sie als Mittel der Befreiung genutzt - vom Drehbuch, von den Stars, vom Geld, von den Konventionen. «Heute führe ich sie immer mit und filme, was ich sehe. Die Kamera hilft mir, bewusst zu leben, denn durch das Drehen werden meine Empfindungen verstärkt.» Er sei vom Regisseur, der das Leben reproduziere, zum Filmer geworden, der Spuren des Lebens festhalte. «Ich filme, wie ein Autor schreibt: täglich.»

Was hat ihn am klassischen Kino gestört? «Es ist unecht. Sexszenen zum Beispiel sind ein Trauerspiel: Entweder sind sie wegen der religiösen Zensur stupid andeutend, mit Helden, die albern stöhnen, oder sie sind pornografische Fleischschau. Beides ist uninteressant und hässlich.» Schliesslich haben ihn die Einschränkungen der Industrie gestört. «Wenn ich als Regisseur eine Schauspielerin suchte, kam ich mir vor wie ein Freier im Freudenhaus: Man schlug mir eine schöne Frau vor und sagte sogleich, sie habe aber ihren Preis. War der zu hoch, bot man mir eine weniger glamouröse Dame an.»

Intime Tagebücher

Wie viele Kompromisse man als Regisseur eingehen muss, erfuhr Cavalier schon bei seinem ersten Kurzfilm «Un Américain» (1958). «Ich habe damals in einem Pariser Café einen Mann getroffen, der kurz nach Mitternacht die druckfrische «Herald Tribune» verkaufte. Ich plante, einen Film über ihn zu machen.» Der Typ, ein amerikanischer Bildhauer, willigte ein. Doch als Cavalier das Budget beisammenhatte, wurde der Zeitungsverkäufer zum Korrektor befördert,

und die Zeitung verbot ihm, im Film mitzuwirken. Cavalier fand zwar in einem Café im Quartier Montparnasse einen neuen Protagonisten. «Doch ich war mir bewusst, dass ich einen *vrai faux* filmte in einer Mischung aus Dokumentation und Fiktion.»

Um den Anteil Realität zu erhöhen, begann Cavalier Filme wie «Le plein de super» (1976) zu realisieren, für die er das Drehbuch mit den Schauspielern entwickelte. Das Roadmovie «Un étrange voyage» (1981) erzählt, wie sich ein Mann mit seiner

Tochter aussöhnt, die von Cavaliers eigenem Kind verkörpert wird. Film und Leben vermischt sich. Einen Wendepunkt markierte «La rencontre» (1996), den Cavalier seiner Lebensgefährtin Françoise Widhoff widmete, die einst Assistentin von Orson Welles gewesen war. Seither gleichen seine Filme intimen Tagebüchern.

Cavalier, der von den Eltern in ein katholisches Internat gesteckt wurde, ist neben Bresson und Godard einer der wenigen französischen Cineasten, die sich mit dem Glauben auseinandersetzen. «Die Spiritualität kümmerte meine Zeitgenossen von der Nouvelle Vague nicht. Sie interessierten sich nur

für das Konkrete, etwa für ein Gericht, das man essen kann. Alles, was man nicht anfassen konnte, war ihnen fremd.» Cavalier macht kein Hehl daraus, dass er die Nouvelle Vague als Erneuerungsbewegung für überschätzt hält: «Es gab doch eigentlich nur zwei revolutionäre Filme: «Hiroshima, mon amour» und «A bout de souffle».

Welterfolg mit einer Nonne

Cavalier spürte in «Thérèse» dem Leben der Karmelitin Thérèse von Lisieux nach, die an Tuberkulose starb und deshalb am Glauben zweifelte. Der Film gewann 1986 in Cannes den Preis der Jury und wurde weltweit zum Kassenschlager, in Frankreich lockte er 1,5 Millionen Leute in die Kinos. Zweifel kennt auch Cavalier. «Ich habe ein intellektuelles Problem mit Gott, der völlig aus meinem Gedächtnis verschwunden ist.» Der Mensch gewordene Gottessohn ist ihm aber präsent. Zurzeit arbeitet er an einem Werk über Christus. «Es ist der erste Film, bei dem ich nicht sicher bin, ob ich ihn noch fertigmachen kann», sagt der 85-Jährige, der beim zweistündigen Gespräch hellwach bleibt und immer wieder selber Fragen stellt.

Cavalier ist neben Bresson und Godard einer der wenigen französischen Cineasten, die sich mit dem Glauben befassen.

Ein zweites Thema, das Cavalier neben dem Glauben umtreibt, ist die Macht. «Das



kommt von meinem Vater, der ein hoher Finanzbeamter war. Ich habe während meiner Jugend immer wieder Geschichten von mächtigen Politikern gehört, mit denen er über Projekte verhandelte», sagt er. Cavaliers Vater wollte Präsident werden, verlor aber mit fünfzig das Augenlicht. Daran hatte er zu beissen. «Als er 75 war, habe ich einmal gehört, wie er während des Radelns auf dem Heimvelo immer wieder sagte: «Ich hätte Präsident werden können.»»

In der augenzwinkernden Satire «Pater» (2011) lässt Cavalier den Mächtigen die Hosen herunter: Er spielt selber den Präsidenten, Vincent Lindon seinen Premier. Die beiden haben ein Verhältnis wie Vater und Sohn. Cavalier verdeutlicht, dass wichtige Entscheide nicht im Interesse des Volkes gefällt werden, sondern aufgrund der Egos, die aufeinanderprallen. François Hollande hat sich «Pater» angesehen und schmunzelnd gesagt, der Film sei zutreffend. Über den scheidenden Präsidenten sagt Cavalier:

«Er hatte spannende Ideen, aber nicht den langen Atem, um sie durchzusetzen. Wenn man heute die Leute überzeugen will, braucht man eine charismatische Präsenz am Bildschirm. Diese fehlt Hollande.»

Die Porträtfilme, die nun in Nyon laufen, markieren einen letzten Entwicklungsschritt: Alain Cavalier ist zwar als registrierendes Ich präsent, tritt aber nicht mehr ins Bild. Er erscheint nur noch in verschwommenen Spiegelbildern als Mann mit Kamera. Dieses gegenwärtige Sich-Zurücknehmen hat etwas von einem Abschied. Und ohne gefragt zu werden, bekennt Cavalier: «Ich filme auch im hohen Alter noch, um das Glück zu feiern, das uns das Leben bereithält.»

Alain Cavalier erhält in Nyon am 24. 4. den Prix Maître du Réel. Am 25. 4. hält er um 10 Uhr eine Master Class. Es gibt noch Tickets.



«Six portraits XL» in Nyon Keiner zu klein, ein Filmheld zu sein

«Quand on aime la vie, on va au cinéma», sagte Guy Debord einst. Anfügen möchte man: vor allem, wenn ein Film von Alain Cavalier läuft. Der Franzose zeigt in Nyon sechs 52-minütige Porträts von Menschen, die er mag. Gefertigt hat er sie mit Material aus seinem cineastischen Tagebuch-Fundus. Da ist Jacquotte, die Cavalier seit 50 Jahren kennt. 15-mal hat er sie nach Chalonnes begleitet, wo das Haus ihrer Eltern steht. Aus finanziellen Zwängen musste sie Etage um Etage verkaufen, bis die Gegenstände ihrer Eltern, die ihr lieb sind, auf dem Estrich landeten. Das Porträt ist eine Reflexion über unsere schnelllebige Zeit, in der das Andenken an Vorfahren buchstäblich keinen Platz hat.

Traurig und schön zugleich ist das Porträt von Daniel, der es als Arbeiterkind aus der Pariser Banlieue zum angesehenen Schauspieler brachte. Heute lebt er einsam in einer kleinen Wohnung. Cavalier dokumentiert seinen Alltag und gewährt dem Zuschauer Blicke in Daniels seelische Abgründe, ohne diese auszuschlachten. So erzählt dieser von der Prostituierten, in die er sich verliebte, die aber tagsüber für ihre Zuneigung

bezahlt werden wollte, weil es «für sie eben Arbeit» war.

Das Bijou der humanistischen Reihe ist das Porträt von Léon, der guten Seele von Cavaliers Quartier. 46 Jahre lang hat er Schuhe repariert, Kunden zugehört und öfter einen Junkie im Geschäft übernachten lassen. Nun geht er in Pension. Cavaliers Porträts zeigen, dass auch der kleine Mann von der Strasse grosses Kino liefern kann. (cj.)

Visions du Réel, bis 29. 4.



Cavalier widmet Jacquotte das erste seiner Porträts.